

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 1. März 1832.

26

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl., und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl., und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 18 fl., 12 kr. halbs- und 26 fl., 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Am 1. März 1832.

Ein frohes Lied, mit reger Lust begonnen,
Des warmen Herzens köstlicher Gewinn,
Der laute Zeuge meiner innern Wonnen,
Tritt unaufhaltsam, klar, mir vor den Sinn.
So strebt ein Quell zum heitern Licht der Sonnen,
Aus Felsenluft nach Blumenwiesen hin;
Nicht fürchtend, daß des Stromes breit're Welle
Sich seinem Fließen in Vergleichung stelle.

Und wer wohl, der die Saiten je gerühret,
Vermöchte heute klanglos still zu seyn?
Wer wollte nicht dem Geiste, der ihn führet,
Als froher Herold seine Dienste weih'n?
Wer schloße heut' das Feuer, das er spüret,
Der Lieb' und Treue Opferflammen ein?
Am schönen Tag des Segens und der Weihe,
Wie keiner in so vieler Monden Reihe!

Denn mit ihm werden vierzig Jahr' vollendet, —
(Welch' eine selten zugemess'ne Bahn!) —
Seit Kaiser Franz, vom Himmel uns gesendet,
Für Osterreich wacht, nach gleichem sicher'n Plan.
Wie Er gewarnt, vermittelt, abgewendet,
Wie Er geschirmt, berathen und gethan,
Der Vater, Held, der Herrscher und der Weise,
Ist viel zu groß zu kurzer Reden Preise.

Ein sturmbewegt, gefahrvoll ewig Schwanken
War dieser vierzig Jahre weiter Raum.
Was einst bestand, besteht nur im Gedanken,
Und was noch ist, wird wieder schnell zu Traum;
Denn Alles weicht der Zeit, der fieberkranken,
Nur Eines nicht, der grünend starke Baum,
Der Wohnort viel verbund'ner Millionen,
Die unter seinem Schatten ringsum wohnen.

Die Wurzeln haben festen Halt errungen
Im Felsengrund von Redlichkeit und Recht *).
Es steht der Stamm, zum Himmel aufgedrungen,
Gesund, gerade, keiner Formen Knecht.
Die Krone breitet sich, weit ausgeschwungen,
Mit Perlen und Demanten, klar und ächt!
Demanten sind des Kaisers Huld und Güte,
Und Perlen, unsers Dankes Thränenblüthe.

Ja, Huld und Güte hat Er stets entfaltet,
Der Gottheit gleich, unscheinbar, ohne Glanz.
Wo irgend Kummer, wo ein Trübsal waltet,
Da hilft Er eilend, überreich und ganz.
Noch als die gift'ge Seuche jüngst geschaltet,
Und Mancher floh, blieb bey uns Kaiser Franz!
Inmitten, furchtlos, unter Seinen Kindern
Stand Er, das Unvermeidliche zu mindern.

Dafür hat Er denn uns're heißen Zähren,
Hellglänzend, wie des Morgens Thau, geseh'n,
Bey manchem trüb' und frohen Wiederkehren **),
Das nimmer dem Gedächtniß wird entgeh'n.
Und nach der Krankheit, jener tödtlich schweren **), —
Wie war die Feyer der Genesung schön!
Bedarf es noch des Blickes auf die Stunden ****),
Vor wenig Monden erst dahingeschwunden ?!

Es mag das Fremde nach dem Neuen jagen,
Im Streit umstürzen seinen eignen Herd,
Die Freyheit suchen und sie nicht erfragen,
Weil Freyheit nur durch Ordnung wird und währet;
Von Ostreich aber soll die Mitwelt sagen:
Durch Ordnung frey, ist's seines Glückes werth!
Der frommen Väter Hoffen, Lieben, Glauben,
Vermag kein Modefrevel ihm zu rauben.

Beglückter Tag! du spannst als Brückenbogen!
Dich vom Vergang'nen nach der Zukunft Land!
Die Eintracht kommt darüber hingezogen,
Mit Überfluß und Frieden, Hand in Hand.
Die Künste blüh'n, des Kaufmanns Schiffe wogen,
Der Bergbau glückt, es schafft der Ackerstand,
Denn des Besitzes gutgestellte Dauer
Ist gegen Willkühr eine tücht'ge Mauer.

Lasset bethen uns: Sei n theures Herrscherleben
Reich' über aller Ahnherr'n Leben weit!
Mit Kraft und Wohl, mit Glanz und Glück umgeben,
Sey jeder Tag ein Tag der Seligkeit.
Der Engel Schaar soll, Ihn behütend, schweben,
Und ebnen Seine Pfade sanft und breit,
Daß Ihm, dem Vielgeprüften, diese Erde
In spätester Zeit zum Paradiese werde!

*) Justitia, regnorum fundamentum. Des Kaisers gold'ner Wahlspruch.

**) 18. Jänner 1806. — 27. November 1809. — 16. Juny 1814.

***) 9. April 1826.

****) 17. November 1831.

Und gleicher voller Segen soll erscheinen
 Dem hohen Kreise, der Ihn nahe blüht:
 Der Kaiserin, der holden, einzig Einem,
 Des Vaters Bild in Frommsinn und Gemüth,
 Den Brüdern, Söhnen, Töchtern, all' den Seinen,
 Der Sternenzahl, die freundlich schimmernd glüht!
 Sie segne Gott mit jeden guten Gaben,
 Wie ihre Strahlen Segen für uns haben.

Heil sey mit Ostreich! Heil dem weiten Rande,
 Wo deutsches Wort und deutscher Name klingt!
 Heil jedem Volke, das, mit uns im Bunde,
 Werkthätig nach des Friedens Dauer ringt!
 Heil dir, du Erde! die mit Einem Munde
 In allen Sprachen Dankeshymnen singt!
 Dem Höchsten strömt der laute Ruf entgegen,
 Und die Erhörung folgt im gold'nen Regen.

Friedrich Treitschke.

Fra Diavolo.

Fragment aus den Papieren eines französischen Officiers.

(Aus „Souverain's: le Lit de camp.“)

Mitgetheilt von J. F. Castelli.

Erster Tag.

„Wie? Sie hätten ihn gesehen, gekannt?“

„Mehr als das. Unterbrechen Sie mich nicht, ich will Ihnen Alles erzählen.“

Ich lag im Jahre 1799 seit einigen Monaten zu Ancona in Garnison. Die italienische Insurrection, welche im Königreiche Neapel und im römischen Gebiete so ernsthaft und mächtig geworden war, daß sie die wenigen französischen Truppen, welche das Directorium dorthin gesandt hatte, fast aus allen festen Plätzen vertrieb, hatte sich in der Mark Ancona noch nicht festsetzen können. Unser Dienst daselbst war nicht unangenehm, und außer einigen Revuen, Wachen, und manchen Arrestationen konnten wir den ganzen Tag mit Spazierfahrten zu Lande oder zu Meere, und mit Liebesabenteuern bey den schönen Italienerinnen zubringen. Kurz wir waren damals glücklich und würden es noch mehr gewesen seyn, wenn wir nicht von unsern Cameraden in Calabrien, den Abruzzen und den päpstlichen Staaten so traurige Nachrichten erhalten hätten. Wir wußten, daß die Insurgenten, 40,000 Mann stark, als Mordbrenner Sicilien und Calabrien durchliefen, und alle Städte plünderten und niederbrannten. Crotona, Cosenza, Muro und Alto-Mura waren die Opfer dieser Grausamen. Banditen und Lazzaroni's dienten als Anführer in dieser Insurgentenarmee. Man nannte darunter Pausanera, einen Neapolitaner, der 14 Morde auf seiner Seele hatte, Seiarya, einst Chef der Scirren, der wegen zwanzig Verbrechen verbannt war, und vor allen den berühmten Fra Diavolo, jenen Gr-Galeereenschlaven, der an der Spitze von 500 seiner Cameraden von den Galeeren von Messina und Palermo entwichen und als Anführer in die Insurgentenarmee eingetreten war.

Ich hatte zu Ancona eine Geliebte, ein junges schönes Mädchen mit Namen Marietta. Diese Bekanntschaft machte mich ganz glücklich. Marietta hatte eine sehr schöne Wohnung, eine herrliche Toilette, besaß mehr als sie brauchte, und hatte mir hundertmal geschworen, daß ich der einzige Mann sey, dem sie ihre Liebe schenke. Ich stellte ihr oft die Frage, woher sie denn diese Pracht in ihrem Hause, diese herrlichen Teppiche und Gemälde, diese hohen Spiegel und Lustres habe, allein sie wich meiner Frage immer geschickt aus, und so beharrte ich nicht darauf.

Eines Abends — ich sollte um 10 Uhr auf die Wache an der Porta di Francia ziehen — ging ich früher noch zu Marietta, aber mit dem festen Vorsatz mich nur kurze Zeit dort aufzuhalten. Ich fand sie bey Tische, — sie war allein, und bat mich ihr Gesellschaft zu leisten, und ich nahm es an. Das Souper dauerte lang und wir tranken vortrefflichen italienischen Wein, leicht aber feurig, wir schäkerten, und ich vergaß bey den süßen Worten *mia anima! bell' anima idol mio* die zehnte Stunde und meine Wache.

Plötzlich vernahmen wir ein Geräusch an der Thüre. Ein Schlüssel wurde angesteckt.

„Taci! — per amor di Dio, taci!“ rief Marietta halblaut. Wir horchten beyde, sie zitternd, ich gleichgültig. Wirklich ertönte ein Männertritt auf der Treppe. Das konnte kein Dieb seyn, auch kein erster Besuch, denn er kam ganz geradezu und trillerte mit neapolitanischem Accent ein Liedchen.

„Wir sind verloren!“ rief Marietta, indem sie mich mit der entsetzlichsten Miene ansah — „verloren! verloren! — er wird mich tödten! uns beyde tödten. Es ist — Fra Diavolo.“ Und bey diesen Worten sank sie ohnmächtig nieder.

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre, ein Mann erschien in derselben und blieb, als er mich erblickte, unbeweglich auf der Schwelle stehen. — „Fra Diavolo ist's,“ donnerte er mir entgegen. Ein fürchterlicher Name! ein Name, der auch einem Manne Schrecken einjagen, und das Blut in seinen Adern gerinnen machen konnte, ein Name, der mit seinem Laute zugleich hundert Dolche in jedes Herz stößt.

So lange ich athme, werde ich mich dieser Gestalt erinnern. Es war ein Lazzarone in der ganzen strotzenden Kraft des Lebens und der Gesundheit, von hohem Wuchse und nervigem Knochenbau, starr stand er da auf der Schwelle, die Arme über die breite Brust gekreuzt, seine Augen von mattem Weiß unter schwarzen, buschigen, zusammengezogenen Brauen fest auf mich geheftet, seine Haut von der Sonne verbrannt, seine Seitenhaare dicht und glatt herabhängend, seine Lippen zusammengezogen und weiß vor Wuth. Das Ganze eine fürchterliche Erscheinung mitten in einem Liebestraum. Sein Anzug war der eines Mannes aus dem Volke, einfach aber reinlich. Er trug einen weißgrauen Hut mit hohem Kopfe und breiten Krempe, eine graue Weste auf der Brust über einander geschlagen, einen blauen Gürtel und Pantalons. Einer seiner Füße, der nur wenig aber unaufhörlich zitterte, und jenem eines Menschen glich, der an einem kalten Wintertage auf dem Pflaster einer Straße vor Frost zittert, contrastirte seltsam mit der Unbeweglichkeit seines Angesichts.

Ich war mir in diesem Augenblicke nur des einzigen Gedankens bewußt, daß mich Furcht am allerwenigsten vor dem Schrecklichen retten könne, und indem ich mit einer Hand an meinen Degen fuhr, forderte ich ihn mit der andern auf, sich zu entfernen.

„Ich mich entfernen?“ versetzte er mit einem verächtlichen Lächeln, und das Haupt gleichsam mitleidig emporwerfend. — „Mich entfernen, Francese!“ — Dann aber donnerte er mir mit Tigerstimme und einem lauten wilden Gelächter zu: „Empfehl' deine Seele Gott! Morgen bestehst du keine verliebten Abenteuer mehr.“ Und nachdem nun sein Fuß die ohnmächtig auf der Erde liegende Marietta weggestoßen hatte, riß er sie auf, drückte sie auf das Sofa und sprach grinsend: „Erhole dich Marietta! Blick' auf, es wird hier ein Schauspiel gegeben, das du dir nicht vermuthetest. — Gefällt es dir? — Keine Antwort!“ — Wie hätte auch die Bleiche, Kalte, Athemlose, halb Todte antworten sollen?

„Ungeheuer!“ schrie ich, mich ihm entgegenstellend, den Degen in der Hand; er aber antwortete kalt: „Nun kommt an dich die Reihe bel Cicisbeo! Wir haben hier einen Zeugen zu unserm Zweykampf, und einen sehr schönen Zeugen, nicht wahr Francese?“

„Stelle dich!“ schrie ich, und mein Blut wallte vor Wuth. Ich sah wohl allerdings die Ungleichheit unserer Waffen ein, allein die Lazzaroni's wissen ihre Dolche fast mit der Geschicklichkeit eines indischen Gauklers zu führen, und die Noth drängte.

Dieser Zweykampf war ein sonderbares Schauspiel. Das reiche und prächtige Gemach mit wellenförmigen Draperien verziert, die hohen Spiegel, welche unsere kleinsten Bewegungen, jeden Stoß, jede Finte, jede Veränderung unserer Gesichtsmuskeln zurückstrahlten; vor uns ein noch mit Überresten von Speisen besetzter Tisch und auf einem Sofa ein halbtodtes Weib.

Der Kampf dauerte lange und der Sieg wurde zweifelhafter, als ich hoffte; Fra Diavolo, größer und stärker als ich, suchte mich, da er mir durch Geschicklichkeit nicht an den Leib konnte, zu ermüden, und so den Sieg davon zu tragen. Und dann bey Anfang des Gefechtes fühlte ich, daß es mir im Kopfe wirbelte, und vor den Augen flimmerte, welches wohl die Folge des feurigen Weines und plötzlichen Schreckens gewesen seyn mag, und mich an dem freyen Gebrauch meiner Waffe hinderte.

Endlich fühlte ich einen Schlag auf meine Hand. Fra Diavolo hatte mir mit seinem scharfen Dolch einen Finger abgehauen. Der Schmerz, das Blut, welches in einem Bogen hervorschoss, machten, daß ich einen Augenblick zitterte und mich für verloren hielt. Aber schnell faßte ich mit der verwundeten Hand meine Waffe stärker und in der Wuth der Verzweiflung führte ich auf Diavolo's Rippen einen heftigen Stoß, den er nur halb zu pariren vermochte. Er wankte einige Schritte zurück und räumte mir dadurch Platz, mich durch die Thüre zu retten, die offen geblieben war. Ohne diesen Zufall wäre ich unwiederbringlich verloren gewesen; denn meine Kraft war aufs Außerste erschöpft, ich war matt und hinfällig wie ein Kranker, der eben aus dem Hospitale kommt.

Ich war gerettet. Meine erste Sorge war, einen unserer Wachtposten aufzusuchen, um mit Verstärkung wieder zurückzukehren, und auch die arme Marietta aus den Händen des Ungeheuers zu befreien. Allein der Posten war zu weit entfernt, und als wir wirklich an dem Ort dieser gräßlichen Scene anlangten, war der Glend schon verschwunden. Ich fand nur meinen Finger, Diavolo's Blut an seiner blauen Schärpe und — Marietta ermordet. Es war entsetzlich!

Es war Mitternacht, als ich in die Caserne zurückkehrte, wo ich alsogleich wegen versäumter Pflicht, ins Gefängniß gehen mußte.

(Der Schluß folgt.)

Charade.

Kannst du mir zürnen, wenn dein holdes Bild
Mit heisser Blut mein ganzes Herz erfüllt,
Wenn ich dich, trautes Mädchen meiner Seele,
Zum Gegenstand der beyden Ersten wählte?
Denn meine Dritte kann dir sagen,
Wie dir mein Herz entgegenschlägt,
Wie alle meine Lebenspulse schlagen,
Wenn mich die Sehnsucht zu dir trägt.
Das Ganze ist die Sprache deines Herzens,
Erscheinst du als Trösterinn des Schmerzens,
Und darum hat dein wunderholtes Bild
Mit heisser Blut mein ganzes Herz erfüllt.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, am 31. December 1831.

Um im alten Jahre die letzten alten Schulden zu tilgen, sehe ich mich schnell an den Schreibtisch, um meinen letzten Bericht für dieses Jahr zu vollenden, bevor die Mitternachtsstunde schlägt. Hoffentlich laufen mit dem Jahre 1831 auch alle seine mannigfaltigen Übel ab, und das neue Jahr lächelt uns freundlicher an, als das vergangene, das manchs trübe Stunde, manchen bewölkten Tag in sich faßte. Was die gute Stadt an der Spree anlangt, so läßt sich nicht läugnen, daß sie erstlich noch so ziemlich glücklich aus dem allgemeinen Unheil entronnen, und zweytens auch mit ziemlicher Lust und Heiterkeit dem neuen Jahre entgegengegangen ist. Wir stehen nun hart an der Grenze, und haben volle Muße, uns nach beyden Seiten umzusehen; das kommende liegt freylich verhüllt vor uns, indessen schimmert doch so Manches schon durch die Nebelschleier der Zukunft hindurch, woran wir Hoffnungen oder Sorgen zu knüpfen haben. In dessen wenden wir den Blick von den großen Ereignissen der Welt lieber auf das heitere Reich des Lebens, der Kunst, der Freude, wo man von Tag zu Tag lebt, wo die Gegenwart allein etwas gilt, wo wir nichts nach der Zukunft fragen, und uns die vergangene Stunde nur so lange kimmert, als uns der Eindruck des Genusses, den sie gewährte, zurückbleibt. Nach solchen Grundsätzen lebte Athen an der Spree in den letzten sechs Wochen, seit denen ich Ihnen nicht geschrieben. Fragten auch einige Politiker mich mitunter nach der belgischen Angelegenheit, nach der Pairsernennung in England und Frankreich, nach der Reformbill, nach den Unruhen in Lyon u. dgl., so wandte die größere Menge doch ihren Sinn der Freude und den langentbehrten geselligen und theatralischen Genüssen zu. Die Cholera betrachtete man wie ein abziehendes Gewitter; donnerte es auch noch zuweilen in der Ferne, tröpfelte der Regen auch noch herab, so wollte das Alles doch nicht viel sagen, weil der völlig heitere Himmel so nahe war. Unser Bericht soll auch nur noch durch einen einzigen, ganz dünnen Faden mit der Cholera verknüpft werden, nemlich durch die Erwähnung einer kleinen Gemäldeausstellung, die die hiesigen Maler von ihren eben vollendeten Werken veranstaltet hatten, um mit dem Ertrage arme Cholera Kranke, oder Familien, in denen diese Krankheit gewüthet hatte, zu unterstützen. Man bemerkte dabey einige außerordentlich schöne Gemälde, unter andern ein großes historisches Stück von Kolbe, die Schlacht des Kaisers Otto mit den Magyaren auf dem Lechfelde darstellend. Kenner bewunderten die kühne Zeichnung, die Gruppierung, das Colorit, ja das geringste Detail des Werkes; unsers Bedünkens aber fehlte dem Bilde ein Element, das des Geniuss. Es war Alles sehr lobenswerth, sehr

schön, doch der geniale Funke, welcher den Werken das Göttliche, Unsterbliche verleiht, schien uns zu fehlen; es waren Gestalten, denen Prometheus noch nicht den Blitz aus seinem Reich mitgetheilt hatte. Wie ganz anders wirken Bilder von Lessing, diesem Enkel des großen Lessing, der vielleicht noch größer und berühmter wird als dieser. Ich habe dabei eine seltsame Eigenschaft bemerkt; die, daß Künstler oft sehr gut alles in einem Kunstwerke erkennen und beurtheilen, ausgenommen das Genie, das eigentliche Lebensprincip desselben. Dinge, die technisch gleich gut gemacht sind, scheinen ihnen meistens gleichen Werth zu haben, in der Musik, wie in der Malerey, kurz überall da, wo eine specielle Wissenschaft zur Kunst erforderlich ist (nicht wie in der Poesie ein allgemeines Wissen überhaupt), haben wir dieß stets bemerkt. — Außer dem Bilde von Kollbe befanden sich noch mehrere andere Werke, die von Geist und Talent zeugten, auf der im Ganzen etwa 2—300 Nummern starken Ausstellung. Die bedeutendsten darunter aber waren einige italienische Landschaften von Blechen, der in der That ein genialer Künstler ist, wiewohl sein Genie nicht in der Art groß ist wie Lessings, daß er die reinen, idealen Formen in der größten Erhabenheit darstellen sollte, sondern vielmehr das Seltsame, Abenteuerliche, Bizarre vorzugsweise aufsucht, aber mit großer Meisterschaft behandelt. — Dieß wäre über jene Ausstellung das Wichtigste und Bemerkenswertheste.

Zunächst ist nun das Theater, dem ich mich zuwende. In der letzten Woche der Cholera fing es schon allmählig wieder an sich zu füllen. Einen großen Theil seiner Reize verdanken wir übrigens Ihrer liebenswürdigen Sendung aus Wien, den Geschwistern Esfler, die jetzt wie früher mit enthusiastischem Beyfalle hier aufgenommen werden. Doch zuerst von etwas anderem. Das Königsstädtertheater legt sich mit großem Eifer auf Operndarstellungen, deren viele bey uns, hauptsächlich durch Sponcini's Einfluß, verstimmt sind. So haben wir, ich halte es jedoch für kein großes Unglück, wenige oder gar keine Opern von Rossini hier gesehen; noch weniger von unserem Landsmanne Meyer-Beer. Einen Componisten sollte man aber am wenigsten ungehört verdammen; so dünkt mir, hätte man auch wohl einiges von Meyer-Beer, das Aufsehen in der Welt gemacht hat, geben können. Hr. Cersf, der Kalf des Königsstädtischen Theaters, hat daher sehr wohl daran gethan, Meyer-Beer's „Margarethe von Anjou“ auf die Bühne zu bringen, und dem Publicum hat vieles daraus und darin gefallen. Indessen ist dieß eine eigene Sache mit den Besuchern des Königsstädtischen Theaters; sie legen einen ganz andern Maßstab an als die des königlichen, und was draussen für gut, für auszeichnet sogar, galt, das erwirbt sich auf der großen Bühne kaum den Ruf der Mittelmäßigkeit, wie z. B. der ganz wackere Bassist Zschiesche. Überdies kommt das Königsstädtische Theater jetzt in ein großes Dilemma, da sich Hr. und Mad. Spieder (vormals Bido) mit Hrn. Cersf heftig erzürnt haben, und das Theater zu verlassen drohen. Beyde Parteyen, glaube ich, werden gegen ihren Vortheil handeln; sie thäten wohl am besten, nach einem gewissen Sprichwort, sich wieder mit einander zu vertragen, und geschehene Dinge vergessen seyn zu lassen. Ist der Musentempel des Hrn. Cersf auf diese Art mit einem unangenehmen Verlust bedroht, so ist es das Hoftheater noch schlimmer; denn die in der That sehr talentvolle Sängerinn Fräul. von Schähel wird nicht nur diese, sondern die Bühne überhaupt zum 1. April verlassen, und in den Stand der Ehe treten. Möge sie auf der neuen Laufbahn ihres Lebens so viel Freude finden, als sie auf der frühern erregte, so darf sie eines sehr glücklichen Looses gewiß seyn. — Aber was macht die Kunst? Sie trauert in Sack und Asche! — Keineswegs, so lange es noch ein Ballet und Tänzerinnen gibt, wird man eine Sängerinn bald entbehren lernen. Die große Oper hat, durch ihre sinnlicheren Anreizungen, so wie durch ihre vollkommeneren Ausführung und durch den Besitz größerer Talente, in neueren Zeiten den edleren, bildenderen Genus des Schauspiels und der Tragödie verdrängt. Die noch sinnlichere Beschaffenheit des Ballets wird vielleicht auch die Oper verdrängen. — Doch hinweg mit diesen Vermuthungen und Prophezeungen; die Gegenwart soll uns beschäftigen. Das siderium regens und influens ist jetzt das Ballet, zumal aber in diesem nächsten Jahr, in der Gegenwart dieser Tage. Am Himmel desselben führt das Zwillingsgestirn den Vortritt, nemlich Fanny und Therese Esfler, diese weiblichen Dioskuren, deren Anmuth die Armuth des Ballets vergessen lehrt. — „Was ist heute im Theater?“ fragt man. — „Nichts!“ lautet die Antwort; „erst morgen tanzen die Esfler.“ Ihr Correspondent ist so wenig ein Freund des Tanzens wie des Tanzes, allein die beyden Geschwister aus Wien könnten ihn mit beydem befreunden. Vorzüglich aber ist es das reizende mimische Talent der jüngern Schwester, das ihren Leistungen in der That einen künstlerischen

Werth versteht. Wir wollen nicht von der „schönen Arsena,“ nicht von dem Ballet „Davio Pinelli,“ nicht vom „Schweizer Milchmädchen“ reden, obwohl dies lauter pantomimische Darstellungen sind, in denen Ull. Etzler das hiesige Publicum berauscht und entzückt. Allein der Wunsch, die angenehme Künstlerin in der Rolle der Fenella zu sehen, war eben so anlockend, als allgemein; da jedoch eine erlauchte Fremde, die Großfürstin Helena von Rußland durchreiste und den Abend im Opernhause anwesend war, hielt die achtende Rücksicht auf den hohen Gast das Publicum in seinen Beyfallsäusserungen zurück, und der Applaus war weniger lebhaft als selbst bey den frühern Vorstellungen. Bey der zweyten Aufführung äußerte sich die Vorliebe des Publicums für die Oper lebhafter. Mit diesem Thema breche ich zugleich das über Ihre anmuthigen Mitbürgerinnen ab, und wende mich auf ein ganz locales, nemlich die Weihnachtszeit, indem ich zugleich vom Theater Abschied nehme, dessen fernere Leistungen in dieser letzten Zeit nichts sonderlich Denkwürdiges für die Annalen meiner Berichte darbieten.

(Der Schluß folgt.)

L i t e r a t u r .

„Zoe Weselli, die leichtsinnige Frau.“ Aus dem Französischen. Wien 1830. Druck und Verlag der Mechtaristencongregation's Buchhandlung.

Diese Uebersetzung einer aus dem Leben gegriffenen Erzählung von einer ungenannten französischen Feder, ist in mehr als einer Rücksicht empfehlenswerth, und erfüllt vollkommen den beabsichtigten Zweck. Der Leichtsinn bewegt sich hier zuerst in der unchristlichsten Weise, und nimmt eine lasterhafte Starrheit an, wie sie leider dem verkümmerten Irthume eigen zu werden pflegt. Wie ein Körper, wenn er aus dem festen Zustande in den flüssigen übergeht, Electricität entwickelt, wie z. B. der Schwefel bey dem Schmelzen, so zeigt auch der starkste, sündhafteste Charakter, wenn er einmal durch einen großen Seelenschmerz zum Zerfließen kommt, eine christliche Weichheit, die mit Spannkraft vereinigt, den evangelischen Entschlüssen bey der Himmelfahrt mächtig unter die Arme greift. Frau von Weselli's Verirrungen lösen sich auch am Ende in eine weiche elastische Masse auf, aus der sich ein warnendes Standbild gegen die Fehler des Weibes formiren läßt. Dies hat der Verfasser dieser Erzählung gethan, deren moralische Grundlage so fest ist, daß sie durch nichts erschüttert werden kann. Auch als Kunstproduct hat diese Erzählung Werth. Sie läuft ohne Zwang durch eine Reihe sinniger Verkettungen, und löst sich am Ende harmonisch auf. Der Uebersetzung merkt man es hier und da an, daß man eine Uebersetzung vor sich hat. Die äußere Ausstattung ist ziemlich und macht der Verlagshandlung Ehre.

M o d e l l IX.

Ein Kleid von Donna - da - Gloria - Stoff, mit Seide und Gold gestickt; die Spaulett's von Blonden nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidermacher am Graben, im Trattnerhofe Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock, Thür Nr. 1.

Das Beret von Crepp mit Straußenfedern, nach einem Original von M. Langger in der Kärnthnerstraße Nr. 983.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.